

kann der Tod (nicht nur der physische, sondern auch in tausenderlei alltäglichen Gestalten) nicht siegen“⁵⁷. Hier ergeht immer neu die Offenbarung eines möglichen Sinnes unseres Daseins, die aber so sicher ist, daß sie uns leben läßt und uns einlädt, aus ihr Kraft zu schöpfen. Sie wird uns immer neu angeboten im Wort des Herrn, das auch heute noch verkündet wird und das in 2000 Jahren nicht verstummt ist, weil die Menschen, die sich auf seine Verheißung einlassen, mit ihm an kein Ende kommen.

Die Zukunft der Orden in Welt und Kirche von heute

Karl Rahner SJ, München/Münster i. W.

Die folgenden Ausführungen gehen auf einen Vortrag zurück, den der Verfasser im September dieses Jahres vor einem größeren Kreis von Mitbrüdern gehalten hat. Da die Anspielungen auf die eigene Gemeinschaft sehr allgemeiner Natur sind, dürfte er für alle Orden in ihrer augenblicklichen Situation von Nutzen sein.

Die gegenwärtige Situation

Wenn man einmal versucht, das Grundproblem von Kirche und Orden heute und in nächster Zukunft auf eine und zwar gemeinsame Formel zu bringen, dann könnte man sagen: Kirche, Aussage des Glaubens, Kult, religiöses Leben, Ordensleben und Ordensarbeit haben auch da ihre gesellschaftliche Selbstverständlichkeit verloren, wo *wir selbst* mit uns identisch sein wollen, leben und arbeiten. Glaube, Kirche und die Idee des Ordenslebens hatten sich seit je in der Gesellschaft, auch der profanen, ihre verbale, institutionelle, lebensstilartige, konkrete Leitbilder-besitzende Objektivation geschaffen. Diese Objektivation war in der profanen Gesellschaft, in der und von der her wir de facto als Christen, Katholiken und Ordensleute lebten, als selbstverständlich anerkannt, wenn dann auch in der weiteren Umgebung unseres Lebensraumes andere Weltanschauungen und Selbstinterpretationen der Menschen existierten und sich gesellschaftlich objektivierten. *Innerhalb* unseres eigentlichen, eine Symbiose von Sakral und Profan darstellenden Lebensraumes gab es natürlich auch Um-

⁵⁷ Gardavský, a. a. O. 61.

strittenes, in Frage Gestelltes, Problematisches. Aber der Großteil dieses uns selbst zugehörigen kirchlich-profanen Lebensraumes war doch eine unreflektierte Selbstverständlichkeit, aus der heraus man fraglos lebte. Ungefähr so, wie wir Männer hierzulande uns keine Gedanken, die uns wirklich beunruhigen, darüber zu machen pflegen, daß wir in der Öffentlichkeit mit Hosen erscheinen, obwohl das ja eigentlich nicht absolut selbstverständlich ist und wir Alten im Orden doch lang genug in Talaren herumliefen. Wir wußten zwar theoretisch, daß dieser konkrete, von der Öffentlichkeit als selbstverständlich anerkannte Lebensraum in seiner Inhaltlichkeit und Konkretheit der *freien, glaubenden* Ratifikation unsererseits bedurfte und nur in diesem freien Glaubensgehorsam, der noch einmal seine verschiedensten Formen und Stufen hatte, für uns personal echt und heilsbedeutsam wurde. Aber dieser Lebensraum war doch selbstverständlich und letztlich unangefochten. Wir Älteren brauchen nur einmal an unser Noviziat oder an die vergangenen Jahrzehnte unseres Ordenslebens uns zurückerinnern, um zu sehen, was da alles als selbstverständliche, indiskutabile Wirklichkeit gegeben und hingenommen wurde, so wie man die Tatsache hinnimmt, daß man einen Kopf und zwei Beine hat und das Wetter zwischen Sonne und Regen abwechselt. Wir trugen gewiß unseren ganzen persönlichen und auch kritischen Geist und auch unser Herz in diese Wirklichkeit hinein, aber sie war im Grunde doch selbstverständlich, einfach vorgegeben und garantierte durch eben diese, für die Öffentlichkeit unseres engeren Lebensraumes anerkannte Selbstverständlichkeit, daß unser Engagement für sie sinnvoll sei und eines Lebens wert. Das galt, natürlich in den verschiedensten Gestalten und Abstufungen, nicht nur für die Orden, sondern für Christentum und Kirche überhaupt, vor allem seit dem 18. und dem beginnenden 20. Jahrhundert, wo man durch eine gewisse Abwehrstellung, eine gewisse Gettomenitalität und geistespolitische Einigeling dafür gesorgt hatte, daß der engere Lebensraum, in dem und von dem her man wirklich lebte, seine innere Homogenität und Selbstverständlichkeit bewahrte, und was sie bedrohte draußen blieb und von vornherein durch eine Freund-Feind-Mentalität ferngehalten wurde als das Fremde, das so wenig im Ernst damit rechnen konnte, in das eigene Leben integriert zu werden, wie ein tibetanischer Arzt mit seiner Medizin bei Krankheit in Frage kam.

Heute ist das alles anders: und zwar in der Kirche und in den Orden zugleich und aus den gleichen Gründen. Es gibt, einmal grob formuliert, im eigenen Lebensbereich nichts mehr, was selbstverständlich ist und es gibt von draußen her nichts, was nicht auch eventuell für die eigene Weltanschauung und für die eigene Lebensweise in Frage kommen könnte. Die

früher getrennten Lebensräume, die gettohaft beinahe wie die alten konfessionell einheitlichen Staaten des 17. und 18. Jh. nebeneinander bestanden, mit ihren getrennt ihr Leben führenden Daseinssphären, haben sich ineinander geschoben. Man wundert sich nicht mehr, daß es Protestanten und Atheisten gibt, daß es die verschiedensten moralischen Lebensstile gibt; jeder ist auch innerlich jedes anderen Nachbar geworden, so daß des anderen Geist und Leben eine wirkliche Möglichkeit, eine Chance und eine Versuchung geworden ist. Wir können heute unser christliches und kirchliches Dasein und unser Ordensleben immer weniger als das selbstverständlich Vorgegebene entgegennehmen und ratifizieren, mit dem Bewußtsein, daß es auch dann noch eine Wirklichkeit von öffentlicher Realität und Gültigkeit bliebe, wenn wir selbst es verneinten; wir müssen vielmehr (natürlich immer etwas grob und verallgemeinernd gesprochen) von uns her realisieren und aufbauen, was früher einfach vorgegeben war. Die öffentlichen Wirklichkeiten der Kirche und der Orden sind nicht mehr die uns das Gefühl der Sicherheit gebenden Stützen der freien Lebensgestaltung, sondern müssen von uns gestützt werden, sie sind nicht mehr die Produzenten, sondern die Produkte unserer Lebensentscheidung.

Das ist alles, wie gesagt, sehr verallgemeinernd gesagt. Es bestehen da natürlich sehr erhebliche Unterschiede zwischen Alten und Jungen, zwischen den verschiedenen Schichten von Intellekt und Bildung, zwischen den einzelnen Landschaften bei uns mit größeren und geringeren Restbeständen an noch unbestreitbarer Tradition, zwischen den einzelnen Ländern in der Kirche, zwischen höherem und niederm Klerus usf., und schließlich auch zwischen den einzelnen Individuen, je nach ihrer Veranlagung und ihrem Lebensschicksal. Aber diese Differenzen als selbstverständlich und auch als sehr erheblich zugegeben, bleibt die gegebene Charakteristik unserer heutigen Situation, was Christentum, Kirche und Orden angeht, richtig.

Die Situation der Zukunft

Diese Charakteristik soll hier nicht genauer durchgeführt werden. Wir setzen sie hier einfach als einigermaßen richtig und verstanden voraus. Dann aber wird man der Meinung sein können, daß diese unsere neue Situation im großen und ganzen auch die Situation der näheren Zukunft bleiben wird. Natürlich bilden sich, von den Familien angefangen über kleinere weltanschauliche Gruppen mit einer gewissen Tradition, die weitergegeben wird, immer wieder kleinere gesellschaftliche, inselartige Räume, die dem Einzelnen gegenüber eine ähnliche Bedeutung und Rolle

haben, wie die früheren homogenen Gesellschaftsräume, die wir Älteren noch als selbstverständlich einst erlebt hatten und verlassen mußten. Natürlich sind solche Neubildungen in sich auch legitim, weil jeder Mensch das Bedürfnis hat, in der Tat seiner freien Lebensgestaltung in etwa entlastet zu werden durch das Vorgegebene, das er nicht neu bilden muß, sondern übernehmen kann. Aber das wird an der Grundsituation von Christentum, Kirche und Orden für den Einzelnen nichts wesentlich ändern. Und diese neue und bleibende Grundsituation, in der das lebensgestaltende Gewicht von der vorgegebenen Tradition auf die individuelle Freiheitsentscheidung und deren Objektivationen verlagert ist, hat ihre Konsequenzen, die bleiben werden und mit denen wir kühl und sachlich zu rechnen haben, die auch mindestens teilweise anders zu interpretieren sind als die scheinbar selben Tatbestände, die früher in der anderen Grundsituation gegeben waren.

Wo Glaube und persönliches kirchliches und religiöses Leben gegeben sind, wird man so etwas leichter als früher interpretieren können als wirklich personale Entscheidung, als Glaube im theologischen und nicht bloß gesellschaftlichen Sinn. Aber man wird auch nüchtern damit zu rechnen haben, daß man sich weniger auf den Einzelnen in Kirche und Orden von unten bis zu den höchsten Spitzen verlassen kann als früher, da man sich, genau besehen, früher gar nicht auf die Festigkeit und Tiefe einer personalen Entscheidung der Einzelnen verlassen mußte, sondern sich im Grund auf die Stabilität der ideologischen Verhältnisse verließ, die jenen Einzelnen absicherten, auf den wie auf einen Felsen man glaubte bauen zu können. Aus den gleichen Gründen werden personale Entscheidungen langsamer reifen und immer wieder aufs neue gewonnen werden müssen, als es früher der Fall war, da man sich leichter ein für alle Mal identifizieren konnte mit den stabilen gesellschaftlichen Institutionalismen und unbestritten herrschenden Ideologien, wie sie mit Kirche und Orden gegeben waren. Man wird sich in Zukunft nicht mehr wundern können, wenn auch ältere Leute noch ihre kritischen Phasen haben in Bezug auf Glaube, Ordensleben, Zölibat und viele andere Dinge, die früher, mindestens wenn sie eine Zeitlang einmal angenommen und gelebt worden waren, trugen und kaum getragen werden mußten. Man wird sich in Zukunft nicht wundern dürfen, daß die Lebensstile der Einzelnen, weil sie eben nicht durch ein Selbstverständliches in der kirchlichen und religiösen Gesellschaft vorgegeben sind, mehr differieren als früher. Es wird in der Zukunft unvermeidlich in den Orden und in der Kirche mehr Spontaneität und Kreativität, und zwar innerhalb kurzer Zeitspannen geben als früher, wo alles traditioneller und langsamer zog und Änderungen eher unreflex faktischer

Art als geplant geschahen. Es wird darum aber auch mehr und heftiger Richtungsstreite in den Orden, pastoral verschiedene Stile der Seelsorge, pluralistisch mehr differierende Theologien geben als früher. Autorität in Kirche und Orden wird nicht mehr eine selbstverständliche Vorgegebenheit sein, die der Einzelne gar nicht attackieren, der er gar nicht ausweichen kann, sondern wird das sein, das hinsichtlich seiner *realen* Effizienz (was etwas anderes ist als der legitime sittliche Anspruch) von der Freiheit der Einzelnen immer neu gewährt und von den Autoritätsträgern immer neu verdient werden muß. Diese Situation mit all diesen erfreulichen und unerfreulichen Konsequenzen ist als unvermeidlich und bleibend für die Zukunft vorauszusehen. Wir müssen uns einfach nüchtern daran gewöhnen, aufhören darüber zu jammern; wir müssen erkennen, daß es sich um eine Situation handelt, die dem Christentum und dem Wesen eines freien personalen Glaubens gar nicht widerspricht, auch wenn diese Situation anderthalb Jahrtausende nicht gegeben gewesen ist.

Wir müssen uns an sie gewöhnen; das heißt aber vor allem auch: Wir müssen verstehen lernen, daß man dieser Situation einer gesellschaftlichen Ungesichertheit ja gar nicht entflieht, indem man Christentum, Kirche oder Ordensleben aufgibt. Mir will scheinen, daß es zu viele Leute in den Orden gab oder noch gibt, die meinen, durch das Aufgeben ihrer bisherigen christlichen oder religiösen Existenz als einem Ungesicherten würden sie das Klare, das allgemein Anerkannte, das Selbstverständliche finden. Das ist reine Torheit, die selbst noch einmal der alten Mentalität, die sie zu überwinden glaubt, ihren Tribut entrichtet. Solche Leute scheinen mir (im voraus zu allen tieferen Erwägungen) Menschen zu gleichen, die zur Zeit einer Baisse ihre Aktien verkaufen, für das Geld noch schlechtere erwerben und nun meinen, es sei alles gerettet. Natürlich sollten auch höhere Stellen in der Kirche aufhören, in der Hoffnung zu jammern, die alten Zeiten kämen wieder. Wir sollten, und zwar auch von der angedeuteten Situation her, vorsichtig sein in der Beurteilung derer, die aus dem Orden oder der Kirche oder beiden weggehen, wir haben aber auch keinen Grund, unser Selbstverständnis würdelos aufzugeben und so zu tun, als ob jene das täten, wozu wir selber den Mut noch nicht gefunden haben. Und solche, die so gehen, sollten den Mut zu ihrer Tat haben, ohne darin durch eine ganze oder halbe Approbation von unserer Seite her gestärkt werden zu müssen.

Der Weg des Glaubens in eine unbekannte Zukunft

Auch wenn eine solche Situation als unausweichlich vorausgesehen wird, so bleibt uns die konkrete Zukunft des Christentums, der Kirche und der

Orden weithin verborgen. Das Bekenntnis zu Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, als dem Mittler unseres Heils und die Kirche werden weiterbestehen und eben dies gehört selbst zur Hoffnung unseres Glaubens, in den wir, angefochten oder nicht, unsere ganze Existenz investiert haben. Was das aber genauer heißt, wie sich die geschichtliche und gesellschaftliche Gestalt der Kirche und des kirchlichen Christentums in der Zukunft ausnehmen werden, das ist uns weithin verborgen. Die *docta ignorantia futuri* in dieser Hinsicht geht viel weiter, als wir denken und uns angenehm ist. Aber eben dies zu wissen und auszuhalten gehört zur Situation des Glaubens und zu dem Glauben selbst und kann uns nicht wundern. Wir haben letztlich keine Prognosen für Kirche und Orden bei den Futurologen zu erfragen und nach diesen Auskünften unser Leben, unser Verhalten zu Kirche und Orden einzurichten. Wir haben für einen Sieg zu kämpfen ohne Prognosen dieses Sieges. Nur denen, die so kämpfen, ist eine Verheißung gegeben. Prognosen positiver und vor allem auch negativer Art in diesen Dingen werden mindestens seit zweieinhalb Jahrhunderten feilgeboten, seit den Zeiten der Aufklärung. Weder die Prophezeiung der frommen Visionäre noch die Vorhersagungen der rationalistischen Skeptiker über den baldigen Untergang von Christentum, Kirche und Papsttum pflegten bisher einzutreffen. Das Christentum blieb und bleibt *und* wurde ganz anders, als sich Freund und Feind es im voraus ausgedacht hatten. Man soll in einer Zeit nicht immer und von vornherein gegen den Strom schwimmen wollen, als ob dadurch schon in jedem Fall die richtige Richtung garantiert sei. Aber das Gegenteil ist ebenso falsch. Schon viele, die noch schnell auf den fahrenden Zug zu springen suchten, kamen dabei unter die Räder oder ihr Zug blieb schon nach einer kleinen Fahrt stehen. Wenn wir das Christentum verstehen als das Bekenntnis zu dem absoluten, unumgreifbaren Geheimnis unseres Daseins, das uns vergebend und in seine eigene Unendlichkeit befreidend umfängt und das wir Gott nennen, und als das Bekenntnis zu Jesus Christus, aus dessen Schicksal uns die Nähe dieses Geheimnisses als unserer absoluten Zukunft immer neu glaubwürdig wird, und als das Bekenntnis zur Gemeinde der so Glaubenden, Kirche genannt, in einem unbefangen nüchternen Verhältnis zu deren Geschichte und Geschichtlichkeit, ohne die man nur in abstrakte Ideologien flüchtet oder erst recht unter eine böse Tyrannie von Gegenwart und Geschichte und Gesellschaft gerät, dann ist eigentlich nicht einzusehen, wodurch das Christentum ernstlich bedroht werden könnte, außer durch die Skepsis des rationalistischen Menschen, der es überhaupt nicht mehr zu einer Sinngebung der einen Ganzheit seines Daseins bringt. Wir sind also, ganz schlicht gesagt, gefragt, ob wir die müden Skeptiker

sein wollen, die ihre Verzweiflung sich selbst, vielleicht noch mit ein bißchen Humanismus (sehr ehrenwerter Art übrigens), verbergen, oder ob wir den Mut haben, zu jenen Christen der Zukunft zu gehören, die, ohne das geschichtliche Erbe des kirchlichen Christentums aufzugeben oder in einer heute nicht mehr echt möglichen Weise zu glorifizieren (wie es früher klerikaler Lebensstil war), festhalten an dem in Jesus von Nazareth nahegekommenen unbegreiflichen Sinn ihres Da-seins, der der lebendige Gott selbst ist. Man kann also, so meine ich, die *docta ignorantia futuri* hinsichtlich Christentum und Kirche getrost leben.

Selbstverständlich hat ein Orden nicht dieselbe Verheißung der Zukunft wie der Glaube an Jesus Christus in der Kirche. Wir brauchen aber auch nicht, so will mir scheinen, die Zukunft eines Ordens in 200 Jahren schon vorauszuprognozieren. Das ist ganz überflüssig. Wir können uns ruhig sagen, daß es in einer bleibenden Kirche auch eine gesellschaftliche partikuläre Institutionalisierung eines christlichen Lebens von einer gewissen Radikalität immer geben wird, daß also in diesem Sinne auch in Zukunft das Ordensleben in der Kirche gegeben sein wird. Aber im übrigen können wir die *docta ignorantia futuri* bezüglich des Ordenslebens als Konkretheit unseres Glaubens und Hoffens ohne nengierige Vorwegnahme der Zukunft leben. Wir haben genügend Gründe, unser Ordensleben heute als sinnvoll zu vollziehen, vorausgesetzt, daß wir wahrhaft glaubend entschlossen Christen bleiben wollen und daß wir in realistischer Nüchternheit uns sagen, daß für uns ein Wechsel in unserer Lebensweise doch nur dann ersthaft in Frage kommen könnte, wenn wir überzeugt wären, daß wir dann konkret in dieser neuen Lebensweise mehr an Glaube, Hoffnung und Liebe, mehr an selbstloser Arbeit und Dienst am Menschen, mehr Selbstverleugnung oder wie man auch sagen will, nicht nur realisieren könnten in abstracta, sondern auch faktisch realisieren würden. Ich meine nicht, daß so etwas in *jedem* Falle als möglich zu bestreiten zur entschlossenen Treue eines Ordensmannes, zu seinem Beruf gehöre. Aber ich erlaube mir die Meinung, daß mir bei Austritten aus dem Orden, wenn überhaupt, so etwas selten begegnet ist. Wie dem auch sei, jeder muß sich selber fragen, und in solchen Entscheidungen ist die Entscheidung individuell und von jedem selbst zu verantworten. Daß viele gingen und gehen, bedeutet für einen selber keine Legitimation, dasselbe zu tun.

Die Notwendigkeit von Experimenten

Christentum, Kirche und Orden werden nicht nur in einer neuen Situation leben müssen, nicht bloß in eine nicht vorausprognostizierbare Zukunft

mutig und entschlossen hineinzugehen haben, sie werden auch Experimente machen müssen. Nun redet man seit dem Zweiten Vatikanum viel von Experimenten. Mir will aber scheinen, daß man unter dem Wort Experiment von *oben* her harmlose Variationen von Denk- und Lebensstilen versteht, die, wie immer sie auch ausfallen, nichts Bedeutsames ändern und von vornherein als möglich und unbedenklich durchschaut werden. Mir will scheinen, daß man unter Experimenten von *unten* her sehr oft das Treiben barer Willkürlichkeit versteht, die sich Einseitigkeiten erlaubt, die von jedem redlichen und vernünftigen, von Geschichte und Lebenserfahrung belehrten Menschen im Grunde genommen leicht als solche erkannt werden können. Weder das eine noch das andere ist mit „Experiment“ gemeint. Ich bin der Meinung, daß es durchaus Experimente geben könne und müsse, die nicht von vornherein ausdrücklich und amtlich von oben genehmigt sind, es auch nicht sein können und die doch legitim sind. Sollen solche wahren Experimente sich dennoch von Torheiten, unmittelbar greifbaren Einseitigkeiten, von unverantwortlichen Willkürlichkeiten unterscheiden, dann ist die Voraussetzung dafür die Existenz und Wirksamkeit einer Verantwortung unten, die nicht mehr immer und in jedem Fall ausdrücklich vom Amt in Kirche und Orden sanktioniert werden kann und braucht, um legitim zu sein, und doch das Gegenteil von Willkür und Libertinage ist, sondern in größter Selbstkritik und Bescheidenheit geschieht.

Es gibt eine Zone des Lebens und Handelns, die vom Amt nicht ausdrücklich autorisiert werden kann, soweit dieses Amt mit hoheitlicher Autorität und nicht mit persönlichem gegenseitigem Vertrauen arbeiten muß, und in der dennoch nicht alles erlaubt ist, bloß weil es nicht amtlich verboten ist. Diese Zone hat es natürlich immer gegeben, aber sie war früher relativ schmal unter selbstverständlichen und fast alles schon standardisierenden Verhältnissen, und sie fiel darum kaum auf, wurde nicht genügend Gegenstand moralischen und praktischen Reflektierens. Man kann das Leben innerhalb dieser Zone nicht noch einmal eigentlich institutionalisieren und an feste Verfahrensnormen binden. Man könnte aber doch wohl besser als bisher gewisse *Spielregeln* entwickeln und die Verantwortung aller hinsichtlich solcher Experimente in dem genannten Sinn entwickeln und stärken. Kirche und Orden werden jedenfalls jetzt und in der Zukunft mehr experimentieren müssen, und man kann wirklich nicht von vornherein wissen, was aus solchen Experimenten herauskommt; es kann ein Experiment notwendig und legitim sein, obwohl es scheitert; Institutionen und Einzelne sollten den Mut zu solchen Experimenten haben, aber auch den Mut, unter Umständen nüchtern und ausdrücklich einzugestehen,

ein solches Experiment habe sich als eine Sackgasse erwiesen, man müsse umkehren, ein Experiment als beendet erklären, ohne daß seine bisherigen Träger, die ja als selbstkritisch vorausgesetzt werden, durch das Scheitern eines solchen Experimentes als dumm oder unmoralisch desavouiert würden, zumal oft das sture Beharren auf einer bisherigen Tradition auch ein Experiment ist und sehr oft ein von vornherein schlechtes. Ein Experiment innerhalb einer bestimmten Gesellschaft, also der Kirche und eines Ordens, setzt zwar, wenigstens meistens, keine eigentliche amtliche Approbation von oben her voraus, obwohl es auch *solche* Experimente und vielleicht auch Fälle geben mag, in denen das Amt in einer Gesellschaft nicht gehalten ist, jedwedes Experiment deshalb schon zu dulden, weil es an sich keiner positiven Approbation von ihm her bedarf. Aber Experimente sind wohl, wo sie den rein privaten Lebenskreis eines Einzelnen überschreiten, nicht möglich, wenn nicht zuvor gemeinsam geredet und geplant wird. Solcher notwendige Dialog wird zwar offiziell von allen Seiten, von unten und von oben, heute in der Kirche als Ideal gepriesen. Aber in Wahrheit scheint mir davon noch nicht sehr viel zu finden zu sein. Man redet noch zu viel aneinander vorbei; man hält (natürlich nicht in der Theorie, aber in der Praxis) den anderen immer noch viel zu leicht für dumm, für traditionalistisch, für zu revolutionär, für verholzt oder jugendlich unreif, wenn er nicht derselben Meinung ist wie man selbst. Wirkliche *Selbstkritik* ist immer noch selten. Ich habe es eigentlich viel zu selten erlebt, daß ein Oberer oder ein Untergebener zugestanden hat, und zwar ausdrücklich, daß er Unrecht gehabt und darum seine Meinung geändert habe. Selbstkritik gilt unausgesprochen immer noch so wie eine Art moralischen Selbstmordes, so wie niemand gerne zugibt, daß er eine Neurose habe, die durch etwas anderes als durch eine moralische Kraftanstrengung mit Hilfe eines naiven Spirituals überwunden werden müsse.

Im Stadium von Experimenten zu leben, also im Stadium von Unsicherheiten, von Meinungsverschiedenheiten, evtl. von Richtungskämpfen, ist unangenehm. Aber die Situation wird doch erleichtert durch die Erkenntnis, daß so etwas heute unvermeidlich und darum normal ist. Wenn sich die Menschen der Kirche oder eines Ordens einer genügenden Selbstkritik befleißigen, wenn sie solche Einseitigkeiten vermeiden, die im Grunde genommen sowohl in der Theorie wie in der Praxis als solche bei Selbstkritik und gutem Willen schnell zu durchschauen sind, wenn das Amt in Kirche und Orden den Mut hat, gegen bestimmte Experimente auch ein klares und hartes Nein zu sprechen und es im Appell an die vernünftigen Leute auch durchzusetzen, dann kann man in einer solchen Situation letztlich doch friedlich und brüderlich zusammenleben, ohne daß das Amt meint, es

könne nur dann verbieten, wenn alles von vornherein verboten ist, was es nicht ausdrücklich erlaubt hat. Das alles ist natürlich sehr abstrakt gesagt. Es ist aber dennoch wichtig und im Grunde genommen nur die profane Übersetzung der theologischen Wahrheit, daß der Geist in der Kirche wehen kann, ohne vorher die ausdrückliche Erlaubnis des Amtes dafür eingeholt zu haben, daß das Amt zwar die Geister prüfen, aber den Geist nicht auslöschen dürfe, daß auch die, die nicht Amtsträger sind, für Frieden, Liebe und sogar Ordnung in der Kirche verantwortlich sind, daß ihr Geist an den Früchten, die sie bringen, geprüft werden muß und dort der Geist Christi nicht weht, wo Selbstlosigkeit, Bescheidenheit, Opferbereitschaft nicht zu finden ist.

Treue in Wandlung

Ich möchte nun versuchen, über das Ordensleben der Zukunft noch ein paar Selbstverständlichkeiten zu sagen. Ich habe schon gesagt, daß wir uns nach meiner unmaßgeblichen Meinung über die Zukunft des Ordens nach 100 Jahren vorläufig keine Gedanken zu machen brauchen, weil auch der schlaueste Futurologe von heute höchstens so tun kann, als ob er darum so weit vorausplane, weil er einige wenige Momente dieser Zukunft vielleicht mit Recht vorauszusehen vermag. Wir reden also von *dem* Orden, unserem Orden, und in nächster Zukunft. Wenn man ihn so sieht, hat er eine Daseinsberechtigung und eine Aufgabe. Wer dies nicht versteht, argumentiert, so will mir scheinen, aus Überlegungen über eine Zukunft, über die man nichts wirklich wissen kann. Wir haben heute einen Sinn und eine Aufgabe; sie ist nicht darum unbedeutend, weil sie vielleicht einmal bedeutsamer und zentraler in der Kirche war. Man sucht sich sein Leben und seine Zeit, die Möglichkeiten seines Wirkens nun einmal nicht aus. Wer unseren Daseinssinn und unsere Aufgabe aufgeben wollte, müßte zunächst einmal zeigen, daß er eine größere und auch auf längere Sicht bedeutsame weiß und realisieren kann. In den fast 50 Jahren meines Ordenslebens habe ich außerhalb unseres Ordens nicht wenige solche Versuche und Neuansätze miterlebt. Man denke nur an die vielen Säkularinstitute und andere Gemeinschaften ordensmäßiger Art, die mit dem stolzen Gefühl antraten, es ziehe mit ihnen die neue Zeit und sie hätten die Schlüssel für die Türen der Zukunft. Es dauerte eigentlich nie lange und auch sie gerieten unter das Gesetz, das nun einmal unseres ist, in einer winterlichen Zeit in Hoffnung durchzuhalten und Verständnis zu haben für die einsame Größe, die in einer solchen Haltung der schweigenden, nicht jammernden Treue liegt.

Damit ist auch gegeben, daß alle Versuche zurückzuweisen sind, diesen Orden umzufunktionieren. Wir haben Experimente zu machen, den Mut zu haben, uns zu ändern, neue Aufgaben zu sehen und zu ergreifen, alte aufzugeben, hineinzumarschieren in eine uns unbekannte Zukunft. Aber wir haben das Recht und die Pflicht, das Gesetz zu bewahren, nach dem wir angetreten sind, auch wenn die Unterscheidung zwischen dem bleibenden Geist und seiner sich immer wieder wandelnden Konkretisierung in vielem selbst noch einmal die nicht leicht zu lösende Aufgabe für die nächste Zukunft ist. Aber daß wir ein Männerorden in der Kirche, eine institutionelle Gemeinschaft der Verkündigung des Evangeliums im Dienst der Kirche sind, daß wir bei aller Neubestimmung, die auch hier immer wieder erforderlich ist, eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft in einem, also kein Säkularinstitut sind, in der diese beiden Größen grundsätzlich auseinanderfallen dürfen, daß wir keine Gruppe individualistischer Sympathie, sondern eine vom Dienst an der Sache her bestimmte Gemeinschaft sind, in der das Schöne brüderlicher Liebe nochmals selbstlos in den Dienst der Sache, d. h. der *anderen* Menschen gestellt wird, das alles sind doch Eigentümlichkeiten unseres Ordens, die zu bleiben haben und die, wenn sie entschlossen gelebt werden, auch eine Verheißung für die Zukunft haben. Kein Orden kann und will, wenn er vernünftig gedacht wird, der Raum der Realisation *alles* nur denkbaren Schönen, Humanen und Christlichen zusammen und auf einmal sein. Das Gegenteil zu meinen und anzustreben wäre nur kindliche Torheit. Jedes Leben hat nur eine geprägte Gestalt und Größe, wenn es, um das seine zu verwirklichen, auf vieles verzichten kann, was an und für sich auch erstrebenswert ist. Unser Orden hat auch unter dieser Voraussetzung noch Weiträumigkeit genug und kann gewiß in dieser oder jener Hinsicht noch mehr davon wissen. Aber er muß seinem Geist und innersten Gesetz treu bleiben, er hat keinen Grund, sich umfunktionieren zu lassen von Leuten, die aus irgendeinem merkwürdigen Grund Jesuiten bleiben wollen und darum aus diesem Orden das machen wollen, was ihnen plötzlich im Leben und in der Kirche wichtig und seligmachend erscheint bis zum Beruf des Schauspielers und einer Gruppe junger Ehen. Ein Bienenzüchterverein und ein Kaninchenzuchtverein sind beides durchaus sinnvolle und wünschenswerte Unternehmen. Aber man soll nicht den Bienenzüchterverein in einen Kaninchenzuchtverein umfunktionieren wollen. Man soll den einen Verein verlassen und seinen Idealen anderswo nachstreben. Mit dieser Selbstverständlichkeit, die offenbar heute nicht allen Leuten einleuchtet, ist natürlich nicht bestritten, daß es Grenzfragen gibt, ob dieses oder jenes zwar neu, aber trotzdem als dem Geist des Ordens konform und als Gebot der Stunde aufgegriffen werden

könnte. Doch bei allen solchen Randunschärfen, die zugegeben werden können, gibt es auch Grenzen, die eindeutig sind und bleiben sollen. So wäre es einerseits nach meiner Meinung denkbar (im Stil eines Experiments), daß verschiedene Häuser bei uns entsprechend ihrer sehr verschiedenen Aufgaben eine deutlich voneinander verschiedene Mentalität auch in einer gewissen Institutionalisierung und Bleibendheit entwickeln; aber wir brauchen und wollen in unserem Orden nicht im Stil der Reformprovinzen alter Orden im 15. und 16. Jahrhundert Sonderprovinzen, wie sich das offenbar jüngst in Spanien ein paar Mitbrüder gedacht hatten, die den alten Geist nur auf diese Weise gegen manchen neuen Ungeist meinten retten zu können.

Die drei Gelübde

Zu diesen Randbemerkungen gehören auch einige Sätze über die Gelübde. Was die *Armut* angeht, so scheint allen klar zu sein, daß die damit gemeinte Seite unseres Lebensstils neu durchdacht werden muß. Die Frage ist die, ob sich dieses Ideal bei uns mehr zu orientieren habe an einer Teilnahme am Schicksal der sozial und wirtschaftlich wirklich Deklassierten oder (ein bescheidener und konsumkritischer Lebensstil natürlich vorausgesetzt) an den Erfordernissen eines gemeinsamen Lebens, durch das jeder von uns zu einer Gemeinschaft gehört, die auch wirtschaftlich eine Einheit ist. Ich meine, daß wir uns bei unseren sonstigen Aufgaben nüchtern und bescheiden für die zweite Alternative auch für die Zukunft entscheiden dürfen und sollen. Die andere Alternative ist gewiß ein großes Ideal, das uns immer auch innerlich beunruhigen sollte; es kann sogar etwas sein, was uns in bestimmten Ländern und bestimmten Umständen praktisch auch auf der Basis unserer anderen Armutskonzeption abverlangt wird, aber ich meine, wir sollten den Mut haben, wir selbst und keine kleinen Brüder Jesu Charles de Foucaulds zu sein. An sich streben wir Menschen von heute ja mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg und in einer dynamisch sich wandelnden Gesellschaft eine wirtschaftliche Situation an, in der es die Hungernden, sozial Deklassierten gar nicht mehr gibt. Sie dann noch im eigenen Lebensstil mimen zu wollen, wäre töricht und würde aus einer ökonomischen Notsituation ein Ideal an sich machen, das einer solchen Situation gar nicht angedichtet werden darf. Die Armutskonzeption, die ich als die unsere für richtig halte, hat somit auch die größere *Zukunftschanze*. Ich weiß natürlich, daß mit dieser allgemeinen Orientierung die praktischen Einzelfragen noch nicht gelöst sind. Mir ist auch klar, daß man das bei uns eigentlich Gemeinte, das durchaus einen Sinn und auch einen spirituellen

Sinn hat, vielleicht am besten gar nicht „Armut“ nennen sollte; man könnte damit viele Mißverständnisse bei den Leuten draußen und auch viel überflüssige moraltheologische Kasuistik bei uns vermeiden.

Was den religiös motivierten *Verzicht auf die Ehe* angeht, so ist zunächst zu sagen, daß der grundsätzliche Sinn eines solchen Verzichtes durch das Evangelium garantiert und auch heute noch echt realisierbar ist. Wieviele heute und in Zukunft dazu berufen sind, ist eine theoretische Frage, von der die konkrete individuelle Lebensentscheidung unabhängig ist und sich auch entschlossen als unabhängig erfahren darf. Man sollte die Theologie dieser Lebensberufung nicht zu schnell und hochtrabend mythologisieren. Es gibt Aufgaben, sogar profaner Art, die mindestens im konkreten Einzelfall schon immer den Verzicht auf die Ehe erzwungen oder nahegelegt haben, ohne daß ein Mensch an dieser Situation zerbrechen oder sich in einem letzten Sinn frustriert erfahren mußte. Ich meine, wir sollten unseren Zölibat zunächst einmal von dieser nüchternen unpathetischen Seite, vom Alltag her sehen. Dann allerdings wird in einem menschlich legitimen und christlichen Leben immer wieder der Punkt kommen, wo ein solcher Verzicht nur richtig gemeistert und bestanden werden kann, wenn er geleistet wird als ein Stück jenes freien Willens, in dem ein Mensch von sich aus jenem Verzicht entgegengenichtet, in dem ihm spätestens im Tode alles genommen wird und er darin gefragt wird, ob er diese radikale Beraubung als Teilnahme am Tode Jesu verstehen kann. Das Leben und auch alle Motivation des konkreten Lebens ist sehr komplex und somit auch die Motivation für den Zölibat. Es braucht uns darum nicht wunderzunehmen, wenn einer theologisch reflexen Analyse dieser Motivation immer nur Teile dieser Motivation, die für sich allein nicht ganz überzeugen, zu Gesicht kommen und wir somit immer auf die komplexe Einheit dieser Motivation in der ganzen Länge und Breite unseres Lebens verwiesen bleiben, die man erfahren muß, um sie zu verstehen. Die Problematik des Zölibats im Weltpriestertum geht uns grundsätzlich an sich nichts an. Psychologisch mag es vordergründig so sein, daß wir Ordensleute geworden sind mit dem Zölibat, weil wir *Priester* werden wollten und geworden sind, die innerhalb und außerhalb eines Ordens zum Zölibat verpflichtet sind. Aber vom Sinn und Wesen unseres Berufes her müßten wir uns doch in eine Interpretation unseres Lebens langsam hinein entwickelt haben, die das Ordensleben mit seiner Ehelosigkeit versteht. Im übrigen sollte man in einer Zeit, in der nicht bloß aus Libertinage, sondern auch aus sachlich nicht unge wichtigen Gründen, wenn auch letztlich nicht mit Recht, die exklusive monogame Dauerehe fraglich geworden ist für sehr viele, nicht so tun, als ob die Ehe die Lösung aller menschlichen Probleme bedeute, als ob nicht auch

diese unter dem Gesetz stünde, das wir in einer etwas altmodisch klingenden Terminologie das „Kreuz Christi“ nennen.

Was den *Gehorsam* im Orden angeht, so sollten wir uns zunächst einmal nüchtern und selbstkritisch sagen, daß es wohl in wenigen Berufen so viel Freiheit gibt wie bei uns. Weiter sollte man unterscheiden zwischen der Frage, was ein Oberer legitim befehlen kann, und der Frage, wieweit und mit welcher Motivation ein Untergebener gehorchen muß, wenn ein eigentlicher Befehl an ihn herantritt. Was die erste Frage angeht, so ist nüchtern zu sagen, daß der Befehl des Oberen bei uns rein und allein an der sachlichen Zweckmäßigkeit des Befehls orientiert sein muß und an sonst nichts. Der Dienst an den Menschen und natürlich das wohlverstandene Interesse des sogenannten Untergebenen sind die einzigen Maßstäbe, nach denen die Legitimität eines Befehls beurteilt werden muß, soweit ein solcher Befehl noch zu fällen ist und er vom Oberen auf seine Verantwortung hin gefällt werden muß. Was die zweite Frage angeht, so ist zunächst zu sagen, daß es immer unter der Gewissenspflicht des Untergebenen bleibt, die sittliche Legitimität eines gegebenen Befehls zu beurteilen, daß auch bei bestem Willen der Oberen durchaus damit gerechnet werden muß, daß ein bestimmter Befehl nicht nur irgendwie sachfremd und zweckwidrig, sondern dies in einem Maß und einer Weise ist, daß er unmoralisch zu qualifizieren und seine Ausführung vom Untergebenen verweigert werden muß. Es ist aber auch nüchtern und realistisch zu sagen, daß es Befehle gibt und sie im Leben unvermeidlich sind, bei denen über die Zweckmäßigkeit verschiedene Meinungen bestehenbleiben können, ohne daß die eine oder andere Meinung den hinsichtlich der Sache strittigen Befehl als unmoralisch bezeichnen könnte. Die oft stillschweigend gemachte Voraussetzung, jeder sachlich und human weniger gute Befehl sei *eo ipso* auch schon unmoralisch, verkennt in einem weltfremden Illusionismus die Dunkelheit und die Ambivalenz vieler menschlicher Wirklichkeiten. Wo ein Befehl einem sachlich gesehen weniger richtig zu sein scheint, wo er aber bei ehrlicher Selbstkritik und Bescheidenheit nicht als unmoralisch abgelehnt werden kann, ist zu gehorchen in nüchterner Entschlossenheit und Sachlichkeit. Das verlangt zunächst einmal das Leben überall und darüber hinaus die gemeinsame Arbeit, die ohne eine strukturierte Zusammenarbeit gar nicht möglich ist. An sich genügt, wenigstens vordergründig, diese sehr unmythologische Begründung des Gehorsams, zumal heute die Gefahr nicht sehr groß ist, daß Obere einem wirklich in jenen Bereich hineinreden, der als der wirklich und eigentlich private einem auch im Orden allein überlassen bleibt, auch wenn früher in dieser Hinsicht indirekte Grenzüberschreitungen nicht selten gewesen sein mögen. Daß ein nüchtern vom Funktionieren

einer Arbeitsgemeinschaft her geforderter Gehorsam im konkreten Fall doch höchste und bitterste Ansprüche an den Einzelnen stellen kann, ist damit nicht bestritten. Man soll nicht querulantisch und wehleidig so tun, als ob solche Fälle im einzelnen Ordensleben oft vorkommen. Das ist bei normalen Menschen, die sich selbst etwas zuzumuten wissen, einfach nicht wahr. Immerhin, solche Fälle können vorkommen, aber sie sind dann eigentlich im letzten auch nicht sonderlich verwunderlich. Der Sache nach wird dann auch nicht mehr verlangt, als was eigentlich jedem Menschen irgendwann und irgendwo zugemutet wird: Die in der Gnade als Teilnahme am Schicksal Jesu vollzogene Annahme eines größeren oder kleineren Stücks der Unbegreiflichkeit des Daseins. Daß diese Unbegreiflichkeit einmal einem ohne jedes eigene Zutun, ein anderes Mal unter Voraussetzung eigener Entscheidungen oder der Treue zu ihnen zugemutet wird, macht keinen wesentlichen Unterschied, zumal die Übergänge zwischen beiden Fällen fließend sind. Wenn ein solcher Gehorsam in sich sinnvoll ist, wenn wir – manche tun es ja frohlockend – einem Zeitalter einer größeren Sozialisierung der Menschen entgegengehen, wenn selbstloser Dienst morgen erst recht die einzige reale Form der Freiheit sein wird, dann ist nicht einzusehen, warum es in der Zukunft keinen Orden geben könnte, in dem der Gehorsam zu den Idealen des Lebens zählt.

Soziales Engagement oder mehr

Es soll zum Schluß noch eine letzte Bemerkung gemacht werden. Es scheint, daß viele Jüngere unter uns das gesellschaftliche Engagement im Kampf für die Freiheit und das Recht der Menschen (einmal vorsichtig gesagt) als die Lebenserfahrung empfinden, von der aus, wenn überhaupt, sie noch am ehesten einen Verständniszugang zum Ordensleben finden. Die Frage ist dann nur die, ob sie diesen Horizontalismus als einen Verständniszugang von epochaler Gebotenheit für das Ordensleben und als eine unerlässliche Dimension ihres Lebens im Ordensleben erfahren, oder ob sie auf einen exklusiven Horizontalismus das Ordensleben überhaupt reduzieren wollen. Das erste ist legitim, das zweite ist radikal abzulehnen. Die Kasuistik, die für die Fragen der konkreten Gestaltung des zukünftigen Ordenslebens in dieser Hinsicht gegeben ist oder noch auf uns zukommt, kann hier nicht behandelt werden. Grundsätzlich ist es durchaus möglich, daß wir durch Experimente noch durchaus neue Gestaltungen finden für ein solches soziales Engagement, die nicht nur einigermaßen mit dem Ordensleben verträglich sind, sondern vom Wesen eines apostolischen Ordens her in der Zukunft positiv gefordert werden. Aber auch dann sind wir nur Ordensleute

und Jesuiten, wenn all das von einem explizit ergriffenen Verhältnis zu Gott und vom Heilsauftrag der Kirche als solcher herkommt. Denn auch dann haben wir mehr und anderes zu sein als für Gerechtigkeit und Frieden in der Welt radikal Engagierte. Dieses andere Mehr teilt dann nicht unser Herz, sondern radikaliert nur dieses soziale Engagement.

Aber zu dem, was damit unbefangen zugestanden, ja empfohlen ist, ist doch auch noch etwas anderes zu sagen. Als Jesuiten und Priester gerade für morgen müßten wir ein neues ursprüngliches, der geschichtlichen und gesellschaftlichen Situation von morgen und nicht von gestern entsprechendes Verhältnis zu dem haben, was man mit einem alten und etwas verschlissenen Wort „Spiritualität“ genannt hat und nennt. Es ist einfach nicht wahr, sondern eine im Grunde sehr altmodische und periphere Täuschung, wenn wir meinen würden, die Menschen von morgen erwarteten von uns nichts als soziales Engagement, profanen Humanismus und Brüderlichkeit. Wenn man mit den Menschen hinter dem Eisernen Vorhang und also in einem Sozialismus, der für viele von uns bei allen Vorbehalten und Abstrichen so etwas wie ein Ideal ist, redet, dann merkt man, daß diese Leute von uns eine lebendige Antwort auf jene letzten Fragen erwarten, die durch keinen Sozialismus und kein irdisches Paradies kapitalistischer oder sozialistischer Art beantwortet werden. Wenn wir selber aber von einer Konsumgesellschaft veroberflächlichte Menschen sind, wenn wir selber keine ursprüngliche Gotteserfahrung gemacht haben, wenn wir uns nicht selbst bemüht haben, eine Mystagogie in eine solche Gotteserfahrung anderen teilhaftig werden zu lassen, dann bleibt uns natürlich nur noch die Flucht in einen profanen Horizontalismus übrig, der versucht, unser eigenes Ordensleben so exklusiv horizontalistisch zu interpretieren und zu leben. Aber so etwas ist nicht nur sachlich falsch, sondern im Grunde altmodisch, ein Versuch, auch bei etwas dabeizusein, wo das, was einmal neu war, als wir nicht dabeiwaren, jetzt schon altmodisch wird. Bringen wir es denn nie fertig, das wirklich neu Kommende vorauszusehen und heraufzuführen? Dieses neu Kommende ist aber bei allem gültigen gesellschaftlichen Engagement, bei dem wir gewiß noch einen schrecklichen Nachholbedarf haben, das Spirituelle, die Erfahrung Gottes, der Geschmack der Ewigkeit, der nüchterne Trost in aller Absurdität des Daseins, die keine gesellschaftliche Entwicklung wegzaubern wird, die gerade dann den Einzelnen in seiner Einsamkeit noch schrecklicher überfällt. Warum haben wir so wenig Weise, so wenig Beter, die durch ihre Verlorenheit in Gott gerade *nicht* den Eindruck machen, altmodisch zu sein, so wenige Exerzitienmeister, die ohne naive Anmaßung dem Einzelnen in seinen letzten Lebensentscheidungen helfen können? Warum glauben wir, daß Spiritualität im

echten, radikalen Sinn eine altmodische Sache sei, obwohl wir doch in einer Zeit leben, in der die wirklich Jungen sogar in Gefahr sind, der banalen Öde einer rationalisierten und technisierten Zeit zu entrinnen, selbst mit Drogen, wenn es nicht anders geht? Warum suchen wir den durchschnittlichen Spießbürger letztlich mit spießbürgerlichen Parolen und Idealen bei uns zu behalten und bringen es nicht fertig, den Einsamen, den die radikale Fragwürdigkeit unseres Daseins ohne falsche Analgetika Durchleidenden, den wenigen, auf die es wirklich ankommt, das Wort des Heiles zu sagen, das sie befreit? Jene etwas kleinbürgerlich karierte Spiritualität, wie sie wenigstens dem äußeren Gehabe nach vor dem ersten Weltkrieg in den Orden, auch bei uns, gegeben war und das Ordensleben zu sehr bestimmt hat, mag der Vergangenheit angehören, und die Jungen mögen mit Recht sagen, daß sie damit nichts mehr anfangen können. Aber einer neuen ursprünglichen Spiritualität im Orden und in der Kirche wird dennoch eine wahre Zukunft gehören.

Gelübde und Versprechen

Hans Rotter SJ, Innsbruck

Die Instruktion der Religiosenkongregation „Renovationis Causam“¹ empfiehlt eine Überprüfung des Zeitpunkts der Gelübdeablegung. Wo der bisher übliche Zeitpunkt als zu früh erscheint, könnten anstelle von zeitlichen Gelübden Versprechen abgelegt werden². Der Hauptgrund dieser Empfehlung dürfte in der Unsicherheit vieler junger Menschen und der damit gegebenen Entscheidungsschwäche sowie in der wachsenden Zahl von Ordensaustritten liegen. Wo allzu häufig dispensiert werden muß, erscheint die Verbindlichkeit einer Verpflichtung selber in Frage gestellt oder jedenfalls in der allgemeinen Einschätzung beeinträchtigt. Das widersprüche aber letztlich dem Zeichencharakter der Ordensgelübde.

Wir können im Folgenden nicht auf alle Fragen eingehen, die dieser

¹ *Renovationis causam – S. Congr. pro Religiosis et Institutis saecularibus, Instructio de accommodata renovatione institutionis ad vitam religiosam ducendam*, in: AAS 61 (1969) 103–120.

² *Renovationis causam* nr. 34 I. Vgl. Ioannes Beyer, *De Instructione „Renovationis causam“*. *Commentarius*, in: Periodica de re morali, canonica, liturgica 59 (1970) 42–47.